

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Schulblätter  
**Band:** 8 (1842)  
**Heft:** 5-6

**Artikel:** Die katholische Kantonsschule in St. Gallen : ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Schweiz  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-865893>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

nen. Wer seine Erwartungen jederzeit mäßigt und sie bescheiden stellt, wird leicht durch Besseres überrascht. Seine Zufriedenheit läßt ihn unbefangen da manches Glück finden, wo der Unbescheidene, Ungenügsame es nimmer erhofft. Der in seinen Hoffnungen Bescheidene hat ein stilles Wohlbehagen, ein unwandelbares Glück im Familienkreise, in der Gemeinde und im Staate, und segenvoller Friede ist in seinem Begleit.

So lernet denn aus dem Walten am heutigen Tage, wie ihr euer eigenes inneres Glück zu gründen und das Glück Anderer zu erhöhen, zu verschönern vermöget durch eigenes Schaffen, durch ernste Sorgfalt in allen Dingen, durch Nachsicht und Liebe im Kreise der Menschen, durch bescheidenes Hoffen auf die Zukunft. Und wenn ihr dann unverdrossen selbstthätig, redlich wirkend da steht im Wechsel guter und schlimmer Tage; so dürft ihr einst im kleinen häuslichen Kreise, in Gemeinde und Vaterland froh und getrost hinausblicken zu dem ewigen Lenker eures Schicksals, und euer Vertrauen auf ihn wird sich herrlich erweisen durch Sonnenschein und Sturm, im Frühling und Sommer und Herbst des Lebens.

Wenn wir nun — Jung und Alt — so in würdigem Sinne den heutigen Tag feiern und sein Andenken in seiner schönsten Bedeutung treu im Herzen bewahren; so dürfen wir aufrichtig sprechen:

Wir glauben an der Völker Heil,  
so hoch sich Unheil thürmet:  
ein Gott ist's, der zum Licht sie weckt,  
so tief auch Finsterniß sie deckt;  
ein Gott ist's, der sie schirmet.

## Die katholische Kantonsschule in St. Gallen.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Schweiz.

Es ist schon öfter darauf hingewiesen worden, daß sich der Einfluß jeweilig herrschender politischer Systeme in der Schweiz ganz vorzüglich in Bezug auf das höhere und niedere Schulwesen bemerkbar mache; daß

in der neuern Zeit der Liberalismus überall auf diesem Gebiete als belebendes, der Jesuitismus als zerstörendes Prinzip sich manifestirt habe; — es ist ferner die Ansicht ausgesprochen worden, daß die innere Bedeutung des fortwährenden Kampfes zwischen diesen beiden Systemen nirgends klarer hervortrete, als in der Geschichte einzelner Lehranstalten. Von jenem Gesichtspunkte ausgehend, liefern wir hiermit ein ohne Zweifel sehr lehrreiches Kapitel aus diesem großen, inhaltsschweren Buche.

Wenn wir den Gegensatz des Liberalismus mit dem Namen „Jesuitismus“ bezeichnen, so geschieht dieses aus sehr guten Gründen: wir meinen damit nicht etwa nur das Abstraktum gewisser weltbekannter diabolischer Maximen, sondern recht eigentlich die Jesuiten selbst, die *societas Jesu*. Denn es kann der Schweiz, es kann der ganzen lieben Christenheit nicht oft genug zu Gemüthe geführt werden, daß das Zentrum aller Reaktion gegen den Liberalismus, oder besser gesagt, gegen den Humanismus, nur in jener äußersten Spitze des Papismus zu suchen ist, welche da am gefährlichsten wirkt, wo sie unsichtbar waltet. Unser Christenthum wird erst dann heilbringend werden, wenn sich unser passionirter Glaube an den Teufel in den festen, zuversichtlichen Glauben an die **Jesuiten** verwandelt haben wird: aber in diesem Stücke sind wir immer noch, so weit wir es auch sonst im Glauben gebracht haben, entsetzliche Zweifler und Atheisten. O ihr Kleingläubigen! wo ihr kein dreieckiges Hütchen seht und keinen schwarzen Zalar mit kleinen, frommen Knöpfchen, da glaubt ihr nicht; und glaubt noch nicht einmal, daß Teufel und Jesuiten auch reformirt werden können. Sind denn Ludwig von Haller und Antistes Hurter umsonst auf die Welt gekommen? „Ist kein — — mehr da?“ Sollen die Leute auch jetzt noch umsonst gepredigt haben, deren Kassandrastimme noch vor wenigen Jahren an solchen Orten verlacht wurde, wo jetzt schon in mond heller Nacht die Jesuiten ihre Beile schleifen, um nächsten Tages die schlanken, schönen Bäume unserer heiligen Intelligenz zum Baue ihrer unheiligen Kollegien zu

fallen? Ihr glaubt selbst dann nicht an den Kreuzestod der Menschheit, wenn ihr die Hand an ihre klaffenden Wundmale legt!

Sehet die heiter auffliegenden Adler der Ideen, wie sie kühn und in göttlicher Sicherheit zum Himmel emporsteigen; sie wiegen sich in unkräftigem Behagen, und **die Jesuiten tödten sie doch!** Ihr seht es, und glaubt es nicht. O, ihr Kleingläubigen! Schauet die duftenden Lilien auf dem Felde der Kultur, wie sie wachsen und blühen; heute stehen sie, und morgen werden sie von den **Jesuiten** in den Ofen der Finsterniß geworfen. Sollten sie das nicht viel mehr auch an euch thun? Erst dann werdet ihr glauben, o ihr Kleingläubigen!

Die Jesuiten sind das böse Prinzip der Zeit: das Böse wird immer wieder nachwachsen, so viel ihr auch daran schneidet und äßet, wenn ihr dem Bandwurme nicht den Kopf abreißet, — die Jesuiten! — —

Raum hat in der neueren Zeit irgend eine schweizerische Anstalt innerhalb so weniger Jahre so merkwürdige Schicksalswechsel erfahren, als die sogenannte katholische Kantonschule in St. Gallen. Keine hatte aus so tiefem Verfall so schnell unter dem Einflusse der seit 1830 neu auflebenden liberalen Ideen zu schöner Blüthe sich erhoben; aber auch keine ist so bald und so systematisch von dem Zahne der Römlinge zernagt, mit so konsequentem Jesuitismus in den Zustand allmählichen Abzehrens und Hinsterbens hineingezwängt worden, wie diese Anstalt von ausgedehntem Umfange: Ihre unermüdlichsten Gegner sind die Vorläufer der Jesuiten im Kantone, welche durch den Sturz derselben diesen Bahn brechen müssen. Schon darum verdient ihre Geschichte eine etwas ausführliche Darstellung; mehr noch deswegen, weil sich in derselben einerseits die unerbittliche Verfolgungswuth des bösen Dämons, des bösen Gewissens gegen Alles, was Leben und Wissenschaft heißt, so wie die Nichtswürdigkeit der von ihm in Bewegung gesetzten Mittel; — andererseits aber auch die Einseitigkeiten, die unpraktischen Maximen, und die verderbliche Sorglosigkeit, welche

nicht selten den Liberalismus bei uns in unbewaffneten Stunden beschleichen, so anschaulich entwickeln lassen, wie dies nur in wenigen andern Fällen möglich sein dürfte.

Die ganze Geschichte dieser Anstalt zerfällt wie von selbst in zwei Perioden, die sich so scharf von einander scheiden, daß die Darstellung einer jeden derselben auch als ein besonderer Artikel betrachtet werden kann: — Dunkle Vorzeit, — Blüthenzeit und Verfall.

#### I. Dunkle Vorzeit der St. Gallischen kath. Kantonschule.

Diese Anstalt wurde im Jahr 1809 gegründet, und aus dem Fonde dotirt, welcher bei Konstituierung des Kantons St. Gallen aus dem Vermögen des säkularisirten Klosters als Eigenthum des katholischen Kantonstheiles, zur Besorgung der Kirchen- und Schulangelegenheiten desselben, ausgeschieden worden war. Die Katholiken wurden schon damals durch diesen Central-Fond als Staat im Staate bezeichnet; das *πρωτον ψευδος*, aus welchem alle nachherigen Fehler hervorgingen: man hätte ganz einfach jede einzelne katholische Kirche und Schule gebührendermaßen dotiren, einen Fond für eine St. Gallische katholische Diözese stiften, dann aber den Ueberschuß unbedingt dem Staate zuweisen sollen.

Denn das Geld ist nun einmal der nervus rerum, aus welchem die Gliedmaßen eines politischen und kirchlichen Organismus (Beide haben ja in diesem Punkte ganz dasselbe Prinzip!) wie von selbst sich entwickeln; so wie der kleine Mensch nach Dfen nur eine Entwicklung des Wirbelbeines ist. Das haben die katholischen Liberalen der neuern Generation gar wohl eingesehen, und mehr als einmal dahin gearbeitet, den sogenannten katholischen Fond, nach Abzug des für die katholische Kantonschule, so wie des für die Hauptkirche in St. Gallen erforderlichen Kapitals, unter die katholischen Gemeinden pro rata zu vertheilen. Nach Zerstörung des Wirbelbeines wäre auch der ganze Halbmensch gestorben. Diese Taktik hat Niemand eifriger verfolgt, als gerade Dr. Weder in St. Gallen, der unter allen

Männern des Fortschrittes im Kanton unläugbar am meisten logische Konsequenz und das größte Talent für haarscharfe Durchführung feststehender Prinzipien besitzt. Wenn es bis jetzt noch keine Logik gäbe, Weder würde sie erfunden haben: aber er ist noch mehr, als ein strenger Logiker, der, wie Homer schon sagt, mit Sicherheit auf der Schärfe des Scheermessers wandelt; er ist ein unentwegbarer, unbestechbarer Charakter: er trägt die Logik im Herzen! Zur größten Ehre gereicht besonders Dr. Weder das, daß in der Regel seine besten, durchgreifendsten Anträge im großen Rathe von St. Gallen auch durchfallen: er ist dabei dem sonst so liebenswürdigen Schlendrian gewöhnlich um ein Lustrum oder gar ein Dezennium vorangeeilt; daher erschrickt der liebe Schlendrian davor: ist aber Lustrum und Dezennium in kalendermäßiger Legalität abgelaufen, so macht sich das, was Weder in logischer Konsequenz wollte, in praktischer Konsequenz von selbst geltend. So ist es schon mit vielen Dingen ergangen: es wird auch über lang oder kurz mit seinem katonischen: „*cetera censeo, Carthaginem esse delendam*“, d. h. „übrigens sollte man den katholischen Fond unter die katholischen Gemeinden vertheilen“; — einer legislatorischen Sentenz, die er bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund zu schieben sucht: — es wird auch dieser am Ende noch eben so ergehen müssen. Dann wäre zugleich auch der erste Schritt dafür gethan, die Anstalt, von welcher wir jetzt reden wollen, wie ein amerikanisches Haus, auf Walzen unvermerkt, ohne daß man es abzureißen nöthig hätte, von dem Boden der Konfession auf den des Staates hinüber zu schieben. Es könnte dann den Herren Professoren begegnen, daß sie um 9 Uhr ihre Lektionen z. B. mit der katholischen Interpretation des Horatius begonnen hätten, und um 10 Uhr sich plötzlich durch die Nachricht überrascht sähen, es gebe jetzt in den Wissenschaften des Kantons keine schwarz und weiß angestrichene Scheidewand mehr, keinen katholischen Horatius, kein reformirtes Cimmaleins mehr; sie möchten nur St. Gallische Professoren sein, und damit sich der gesammten europäischen Wissenschaftlichkeit um



einen Grad näher fühlen. Ehe dieser salto immortale gewagt oder vielmehr durchgeführt wird — denn gewagt wurde er schon, aber ohne Gelingen — wird die einst so schöne Anstalt aus ihrem jetzigen Fegfeuer- oder, richtiger gesagt, Höllenleben nicht herauskommen. Denn ach! die konfessionelle Trennung, die konfessionelle Pädagogik, die konfessionelle Wissenschaft! Diese Schlaf- rücke des Jesuitismus, in denen er so behaglich seinen Ordonnanzen, seinen Sekretären diktiert; dem kleinen Benjamin der Stupidität, und dem großen Lini der Bosheit: — kann aus diesem Nazareth etwas Gutes kommen? Wir werden noch weiterhin davon zu reden haben! —

Bei ihrer Gründung erhielt die Anstalt den Namen „katholische Kantonschule“, ein Name, welcher etwas an jene Anekdote von einem unter Protestanten wohnenden Juden erinnert. Dieser hatte einst an einem fremden Orte bei einer Prozession der Katholiken aus Unkenntniß den nothwendigen Anstand verletzt; ergriffen und zur Rede gestellt, vertheidigte er sich mit den Worten: „Verzeihen Sie, ich bin halt ein protestantischer Jüd.“ Eine Kantonschule! und „katholisch“! in einem Kantone, der 60,000 Reformirte zählt! Konnte sich die unnatürliche Trennung naiver aussprechen, als in diesem wirklich ganz den Verhältnissen entsprechenden Namen?

Allerdings aber wurde die Anstalt für den katholischen Kantonstheil das, was sonst für ganze Kantone Kantonschulen sind; sie ward aus zwei besondern, in gemeinschaftlicher Oberleitung, so wie in völlig gemeinschaftlichem Leben der Zöglinge vereinigten Theilen, einem Gymnasium und einer Realschule, zusammenge setzt. In ihrer inneren Organisation klang noch Etwas von dem Mönchsleben nach, das in den Mauern, welche ihr zum Wohnsitz angewiesen wurden, so lange Zeit, Anfangs geblüht, dann gehaust, endlich vegetirt hatte. Diese Organisation besteht noch. Die Schüler nämlich, deren Väter es vermögen, ein regelmäßiges Kostgeld zu bezahlen, leben im Gebäude selbst als Pensionäre, in wahrhaft klösterlicher Eingezogenheit; ein un-

natürliches Kasernenleben, aus welchem auch die letzte Spur eines Familienlebens, das in andern Pensionaten gewöhnlich doch noch als künstliches Schattenspiel an der Wand aufgeführt wird, gänzlich verschwunden ist. Die ärmeren Schüler finden ihr tägliches Brot ambulando an sogenannten Kosttagen, welche ihnen die sehr mildthätigen, meist reformirten Einwohner der Stadt gewähren.

Mit Recht haben die verständigen und wohlwollenden Schulfreunde schon Jahre lang, wiewohl vergebens, an Abschaffung dieses Pensionates gearbeitet; dagegen eine andere, damit nur äußerlich zusammenhängende, also auch leicht abzutrennende Einrichtung mit demselben Rechte aufrecht zu erhalten sich bemüht, eine Einrichtung, welche auch anderwärts Nachahmung verdiente. Alle Schüler nämlich führen, ganz abgesehen von Wohnung und Kost, ein völlig **gemeinschaftliches** Leben unter der Leitung eines besonders dafür bestellten Aufsehers, den man lieber, wenn er anders diesen Namen verdient, **Erzieher** nennen sollte. Sie sind den ganzen Tag bei einander in der Anstalt, wie die spartanischen Knaben, die Festtage nicht ausgenommen, von Morgens sieben oder acht bis Abends halb acht Uhr, mit kurzer Unterbrechung am Mittage; alle ihre Spiele, Erholungen, körperlichen Uebungen etc. sind gemeinschaftlich; Alle arbeiten zu festgesetzten Stunden in einem sehr großen Saale, dem sogenannten Museum, unter den Augen des Aufsehers. Diese eigenthümliche Einrichtung hat während der Blüthenzeit der Anstalt nicht wenig dazu beigetragen, in der Jugend ein thatkräftiges, frisch aufstrebendes, zu schönem Wettstreit begeisterndes, und durch das Bewußtsein der Allen gemeinsamen Lebensaufgabe veredeltes Leben in einem Grade hervorzurufen, wie es gewiß in unsern Tagen anderwärts nur sehr selten gefunden worden ist.

Die ursprüngliche wissenschaftliche Organisation der neuen Anstalt war eine für die damalige Zeit recht lobenswerthe; der Lehrplan bezeugt Bekanntschaft mit dem Zustande der Schulwissenschaften, und rühmliches



Bestreben, die Knaben und Jünglinge in methodischer Stufenfolge dem festgesteckten Ziele entgegenzuführen. Auch die Disziplin war nach vernünftigen Prinzipien geregelt und wurde von Männern gehandhabt, welche strenge Zucht mit freier Bewegung der Individualitäten geschickt zu vereinigen wußten. Ueberhaupt war man in diesem Abschnitte der ersten Periode der Anstalt im Allgemeinen glücklich in der Wahl der Lehrer.

Dies Alles verdankte man vorzüglich dem wohlthätigen Einflusse des jetzt verstorbenen Alt-Landammanns Müller-Friedberg, des damals Allmächtigen, der als der eigentliche Stifter der Anstalt zu betrachten ist; eines Mannes, der, obgleich der aristokratischen Richtung angehörend, doch (ausnahmsweise) ungemein viel Humanität, freien Blick in allen wissenschaftlichen und pädagogischen Dingen, und eine, seinem edeln Gemüthe entsprossene, jugendliche Liebe zur Jugend besaß. Die Anstalt blühte; sie war sehr besucht, fast überfüllt.

Allein nur zu bald mischten sich verderbliche Elemente ein; unreine Hände brachten schmutzigen Sauerteig in das unschuldige, wenn auch nicht gerade bedeutungsvolle Schulleben. Es gewann jetzt Präsident Gmür in allen katholischen Angelegenheiten, und so auch in denen der katholischen Kantonschule, einen überwiegenden Einfluß. Er gehörte jener Familie an, die für das neue St. Gallen bis auf diese Stunde ganz dasselbe geworden ist, was die Claudier für das alte Rom waren, nämlich eine familia fatalis; freilich in sehr verjüngtem Maßstabe, besonders in der Region des Kopfes: allein ganz derselbe Fanatismus, dieselbe Kaprice, derselbe verstockte Aristokratismus ist es, der die Gmüre (mit seltenen Ausnahmen, zu welchen z. B. der wackere Oberst Gmür in Schännis gehört), wie die Claudier, zu hohnlächelnden Gottesläugnern der Freiheit macht.

Jener Präsident Gmür, dem für seine Person zu einem musterhaften Pfaffen nicht viel mehr als die Tonsur und das Gelübde der Keuschheit fehlte, war nichts weniger als Diener der Pfaffen; vielmehr wußte er dieses fromme Völklein vortrefflich zu dressiren, und ver-lachte in seinem Innern ihre theologischen Grillen; allein

er mußte es mit ihnen halten, weil er sie brauchte, um seine Herrschaft — denn herrschsüchtig war er über die Massen — über den katholischen Pöbel (das Wort „Volk“ wäre hier sehr unschicklich) zu befestigen. Ihm mußte also besonders am Herzen liegen, auch die katholische Anstalt zur Dienstmagd unter den einschläfernden Hermesstab der Pfaffen und Pharisäer herabzudrücken, weil er nur durch seine Werkzeuge herrschen konnte. Es gelang ihm vortrefflich. Von da an, etwa von 1820 an, wurde die Schule gar bald eine wahre Karrikatur auf wissenschaftliche Anstalten, und ist es geblieben oder vielmehr immer noch mehr geworden, bis zu ihrer Regeneration im Jahr 1833.

Männer, deren Geist und Gemüth mehr Gemüth und Geist besaßen, als man in der Haushaltung brauchen konnte, waren bald entfernt. Die ausgezeichnetsten darunter waren die geistlichen Herren Bock und Federer, Männer von umfassender wissenschaftlicher Bildung und klaren, hellen Geistes. Freilich hat die spätere Zeit bewiesen, daß der Charakter dieser beiden Verstoßenen ein unendlich verschiedener ist. Bock ist jetzt Domherr (andere Skribenten schreiben „Dummherr“) in Solothurn; er ist schon längst Apostat der freien Wissenschaft und Diener der Kurie geworden, und jetzt fast vergessen. Dieser wirklich geistvolle und durchgebildete Mann hat eine seltene Selbstverläugnung bewiesen. Er hat sich auf seiner sonst so klaren Stirne den Kreuzschnitt applizirt, und dann auf seinem eigenen Felle die Münchhausensche Peitsche so lange herumtanzen lassen, bis seine bessere, innere Natur durch jenen Kreuzschnitt aus der Haut gefahren und nur der baare Fuchspelz übrig geblieben war. Darauf hat er den Fuchspelz sich wieder ausgestopft mit allerlei römischen Spezereien, und lebt nun recht behaglich noch fort, gerade als wäre er noch ein ordentlicher lebendiger Fuchs. Dies Wunder ist noch größer, als das erste.

Federer ist aber jetzt wieder Rektor der kathol. Kantonschule in St. Gallen, und —; doch wir wollen dem Gange dieser Geschichte nicht vorgreifen: wir werden dem unvergleichlichen Manne, diesem Felsen in den

Fluten, bald wieder begegnen, dem edeln Märtyrer unbeugsamer Charakterstärke!

Nachdem nun vorerst der Boden von den, für das Gmür'sche System unbrauchbaren Männern gereinigt worden, ging es in raschen Schritten nach dem Sinne des allmächtigen Rückwärts vorwärts mit der Schule. Der Lehrplan wurde ächt jesuitisch verbalhornisirt; die Disziplin in die intriganteste Aufpasserei und Sündenmacherei umgewandelt; und brauchbare Werkzeuge dazu waren auch bald gefunden. Denn das ist das Bequeme bei einem jesuitisch zugeschnittenen Schulregimente, daß es für seine Aufgabe, zu welcher gar kein Griechisch, wenig Latein und viel Unwissenheit erforderlich ist, die Handlanger zu Duzenden fischen kann.

Von nun an gerieth die Anstalt allmählig in einen wahrhaft kläglichen Zustand, besonders das sogenannte Gymnasium. Einzelne wackere, gemüthvolle und wissenschaftliche Männer trachteten umsonst, dem hereinbrechenden Verfall zu wehren: ihre Bemühungen verschwanden in dem unaufhaltsamen Strome der Pedanterie und der Ignoranz.

In welchem Zustande das Jahr 1833, wo eine durchgreifende Reform begann, die Schule, welche von mehr als 200 Schülern auf etwa 60 herabgekommen war, antraf, dies nach Gebühr zu schildern, würde die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten; es geht ja fast über die Fassungskraft des gesunden Menschenverstandes hinaus! Einzelne Federzeichnungen zu dieser „göttlichen Komödie“ werden genügen, um den Segen anschaulich zu machen, der sich von dem Jesuitismus über Wissenschaft und Schule ergießt, da, wo es ihm gelungen ist, sein oft unsichtbares, dreieckiges Gefäßler-Hütchen mit der Hahnenfeder in dem freien Lande der Wissenschaft aufzupflanzen!

Das Gymnasium bestand aus sechs Klassen, welche, nach dem Zuschnitte der alten Jesuitenschulen, ihre besondern, inhaltschweren Namen trugen: erste und zweite Grammatik, erste und zweite Syntax, Poesie (sic!), Rhetorik: — warum? weil in jeder das, was ihr Name sagte, nach den dürftigsten, geistlosesten, öst-

reichischen Kompendien abgerührt, oder, wie die jungen Leute mit liebenswürdiger Bescheidenheit sich ausdrückten, „auswendig studirt“ wurde. Daß von eigentlichem Unterrichte dabei keine Rede war, versteht sich von selbst: wozu auch? Hatte man doch die ganze Schulweisheit schwarz auf weiß vor sich; und die einzig nothwendige Manipulation war nur die, daß man die Schüler dazu anhielt, die schwarzen Buchstaben von dem weißen Blatte mit dem Gedächtnisse gewissermaßen abzulecken, und in den Schubläden des Hirnschädels aufgespeichert zu halten, so lange es Gott gefiel.

Es wurde demgemäß Alles in kleine Portionen vertheilt, die manche Lehrer zum Voraus schon für das ganze Jahr zugeschnitten hatten. Diese Portionen schob der gedanken- und gewissenlose Lehrer dem geduldisigen appetitlosen Schüler Tag für Tag in den Mund, wie man die Gänse stopft, und gab sich höchstens die Mühe, ihm andern Tages das Gebiß zu visitiren, um nachzusehen, ob Nichts zwischen den Zähnen stecken geblieben war. Hatte der „Student“ (so nannte man alle Schüler) in Einem Jahre ein gewisses Stück, in solcher Weise vertheilt, hinabgeschluckt; so ging es im nächsten Jahre an ein anderes, während welcher Zeit das erste wieder portionenweise von ihm ging, unverdaut, wie er es bekommen hatte. Solchergestalt war die Dressur, namentlich in der lateinischen Sprache (denn von der griechischen war nur wenig die Rede), haarscharf in sechs große Exerzier- oder Drüllperioden abgetheilt, wo in der folgenden so wenig von Weiterbildung oder gar höherer Belebung des in der früheren Gelernten die Rede war, daß man es höchst lächerlich fand, als z. B. später ein philologischer Professor bei der öffentlichen Prüfung in den obern Klassen auch Gegenstände der höhern Grammatik vorbrachte.

Gar possirlich klang es, wenn ein zweiter Syntaktiker sagte: „Nächstes Jahr komme ich in die Poesie!“ Diese Klasse hatte ihren Namen, wie *lucus a non lucendo*, von der hier waltenden unaussprechlichen Dürre und Nüchternheit. Eine lateinische Poetik nach uraltscholastischem Zuschnitte wurde auswendig gelernt, ohne

im Mindesten verstanden worden zu sein; verstand sie doch der Lehrer selbst nicht! Damit es jedoch neben der „Theorie“ nicht an der „Praxis“ fehle, übersetzte man in einer Chrestomathie zusammengewürfelter, fastigirter, poetischer Stücke bald aus Horaz, bald aus einem jesuitischen Poeten, wie es gerade die sogenannte Theorie in der Poetik mit sich brachte. In der Rhetorik ging es in gleichem Stile fort; man betrieb „Theorie und Praxis“ der Prosa in gleich lächerlicher Manier. Der Unsinn, zuerst lateinische Dichter und dann erst Prosaischer zu lesen, mochte wohl keinem Herrn Professor bemerkbar werden; überdies las man nie einen Schriftsteller, sondern nur abgerissene Stücke. Daß die sogenannten Stilübungen ganz mit derselben gewissenlosen Geistlosigkeit angeordnet wurden, versteht sich von selbst: der Poet machte nur Verse, der Rhetor nur Prosa; Alles nach Vorschrift, auf Bestellung! „Macht ein Thema, worin 10 Metaphern, 8 Tropen, 5 Metonymien vorkommen!“ — „Liefert ein poetisches Argument, das 6 Annominationen, 6 Alliterationen, 6 Assonanzen, 8 Reime enthält!“ Und solch ungereimtes Zeug mehr. Der „Rhetor“ mußte, je nachdem das Kompendium darauf führte, bald eine rührende Erzählung anfertigen, bald eine metaphysische Abhandlung; der „Poet“ dichtete auf allerhöchsten Befehl im Winter Frühlingslieder, und Gesänge an die Freude, wenn er vielleicht eben auf dem dreieckigen Scheite gekniet hatte.

Der Unfug wurde dadurch um so infurabler, daß wenigstens in der letzten Zeit desselben, von welcher wir hier reden, alle Klassenlehrer des Gymnasiums lauter junge katholische Geistliche waren, denen durch höhere Protektion vergönnt worden, an ihren sogenannten Professuren gemächlich auf Pfründen zu warten. Sie waren, wenigstens in Bezug auf Philologie, ohne Ausnahme, vollkommene Ignoranten, die ihre barbarischen Humaniora in schlechten Lyzeen aufgelesen hatten, um sie im theologischen Kurse wieder zu vergessen.

Im ersten Jahre ihrer Anstellung an einer Klasse hatten die Herren allerdings viele Mühe und einen sehr schweren Stand, weil sie, wenigstens an den obern



Klassen, ihre Penſa in ſo weit einzustudiren hatten, daß ſie nicht in Gefahr kamen, vor den Schülern ſich zu blamiren. Dann aber hatten ſie gute Tage: ſie waren ein für alle Mal präparirt; zu lehren hatten ſie ja nicht, ſondern nur abzu hören, und dafür zu ſorgen, daß keine Böcke geſchoſſen wurden. Und ſo iſt es denn buchstäblich wahr, daß z. B. Ein Profeſſor zehn Jahre lang jedes Jahr ganz dieſelben Penſa, dieſelben Uebersetzungstücke, dieſelben Exercizien vornahm. Dieſe wurden daher natürlich traditionel; der abgehende Studioſus verſchachtelte ſie an ſeinen Nachfolger, und ein ſorgſamer Hausvater von Student konnte ſich am Ende eines Schuljahres ſchon für das folgende ſeinen ganzen Borrath an Heu und Stroh zu billigem Preise einkaufen. Dann hatte er ebenfalls gute Tage, wie ſein Herr Profeſſor, der Zeit genug fand, im Lande herumzureiſen, um Meſſe zu leſen und andere kanoniſche und unkanoniſche Verrichtungen vorzunehmen.

Zwei Anekdoten ſind zu charakteriſtiſch, als daß ich der Verſuchung widerſtehen könnte, ſie der Vergessenheit zu entreißen und der wohlverdienten Unſterblichkeit zu überliefern.

In der oberſten Klaſſe, der Rhetorik, war man ſo kühn, auch den Homer zu leſen; ſo beſcheiden aber auch, daß man den alten Boß als Wegweiſer in dieſe terra incognita mitzunehmen nicht vergaß. Man ließ nämlich von jedem Penſum zuvor die Boſſiſche Uebersetzung auswendig lernen; alſdann nahm man den griechiſchen Text vor, und ſuchte nun durch ſcharfſinnige Konjekturen herauszubringen, welches Wort wohl „Singe“, welches „mir“, welches „Muſe“, — „den Mann“ ꝛc. bedeute: etwa wie man das Muſter auf die fertigen, überſetzten Beinkleider legt, um zuzusehen, wie man dieſes oder jenes hieroglyphiſche Schneiderzeichen zu verſtehen habe.

Einmal hatte ein Herr Profeſſor, der jezt noch als eifriger Religionsheld wirkt und gilt, für ein öffentliches Examen eine Reihe Aeſopischer Fabeln nebst obligater Uebersetzung ſein ſauber auswendig ſtudiren laſſen; jeder Schüler nämlich 3—4 Stück. Leſen und ſcheinba-



res Uebersetzen ging zu allgemeiner Verwunderung trefflich von Statten. Der Böse aber, „der oft sein Spiel hat mit den Frommen“, mußte es so fügen, daß ein Schüler griechisch und deutsch mit gleicher Fertigkeit auf sagte, leider! aber aus Versehen in der Uebersetzung eine ganz andere Fabel brachte, als er im Texte gelesen. Er hatte eine falsche Schublade aufgezogen! Der Herr Professor schwieg; ob er es gemerkt hat, oder nicht, ist bis jetzt noch eine gelehrte Kontroverse.

Als ein ganz absonderliches Genie in dieser Akademie der Künste und Wissenschaften galt ein gewisser Höfliger; darum, weil er sich selbst dafür hielt, weil er schlechte Verse machen konnte; im Stande war, das Evangelium Johannes mit Hilfe einer lateinischen Version ins Deutsche zu dollmetschen, und es wirklich zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gebracht hatte, daß Sophokles ganz horribel schwer sei. Gegenwärtig ist dieser Mensch Kinderpfarrer in St. Gallen, kathol. geistlicher Rath, Erziehungsrath und ein Hauptschreier gegen die regenerirte Kantonschule!

Ein anderer Kollege dieses genialen Professors, ein Geistlicher, der gegenwärtig ebenfalls Erziehungsrath ist, und ebenfalls eine Hauptstütze der Wissenschaft und ein Hauptgegner der jetzigen Kantonschule, lehrte damals so zu sagen Naturgeschichte. Wie oft aber kam er zu einem St. Gallischen Arzte vor der Lehrstunde gelaufen, um sich noch einige Begriffe in botanischen Dingen beibringen zu lassen! Wie oft flebte er den 3--4 Schülern seiner Klasse die Blätter im Kompendium zusammen, wenn auf ihnen Sachen erzählt waren, um deren Erläuterung er verlegen war!

Solche Gelehrte waren es, welche als sogenannte Klassenlehrer in ihren resp. Klassen alle Fächer, mit Ausnahme der Mathematik und der neuern Sprachen, zu doziren hatten \*); man denke, auch in den obersten

---

\*) Die Gerechtigkeit erfordert es, nicht zu verschweigen, daß alle sogenannten Nebenfächer im Allgemeinen weit besser vertreten waren, als die Hauptfächer. Die Lehrer der Musik und des

Gymnasialklassen! Da konnte es an Mord und Todtschlag der Wissenschaften nicht fehlen! Welche Niederlagen erlitt nicht neben den andern Märtyrern die Geschichte! Jede Klasse lernte in je einer Stunde wöchentlich einen Fexen aus Kammerers klassischem Compendium nude auswendig; dabei blieb es zum Glücke. Wurden nun aber doch die Schüler zuweilen ohnmächtig bei dieser geistlosen Zwangsarbeit; so hielt man ihnen das Riechfläschchen von Becker oder Rotteck unter die Nase, um sie durch etwas Geist wieder etwas zu erfrischen, indem man sie abwechselnd — daraus vorlesen ließ! Ging es zum Examen, so wurden die Rollen vertheilt: der Eine memorirte den Tarquinius, der Andere den Cocles, der Dritte den Scävola u. s. f., und dann führte man die Komödie auf. Und das Alles geschah unter Augen und Ohren der geistlichen, geistlosen Oberaufsichtsbehörde!! Entblödete sich doch oben genannter Höfliger nicht, nach der Schulprüfung 1834, wo bereits die Regeneration der Schule begonnen hatte, solchergestalt den spanischen Erbfolgekrieg ablernen zu lassen; jeder seine zugemessene Portion! Alles in Becker'schen Phrasen! Nicht eine selbständige Antwort des Schülers!

Von diesen hochwürdigen Herren haben wir noch Etwas zu berichten, das zu verschweigen wir uns zur größten Sünde rechnen würden, denn es schlägt in das Kapitel der Religion; der Religion, welche doch an einer solchen Anstalt ganz besonders stark zugeritten werden mußte! Genannter Herr hatte das Unglück, im Bade Pfäfers einmal wirklich auf den Kopf zu fallen, nachdem dies vorher schon oft in figürlichem Sinne geschehen war. Seit dieser Zeit hatte er angeblich beständiges Kopfsweh. Ein Kollege bedauerte ihn

---

Zeichnens waren Männer, die wenigstens ihren Stellen keine Schande machten; Herr Schmitt, Lehrer der Mathematik, war ein tüchtiger und vielseitig gebildeter Lehrer; Weinhard, welcher die neuern Sprachen lehrte, war ein Gelehrter, der sich durch seine etymologischen Forschungen einen Namen erworben hat und überdies ein liebenswürdiger Mann war. Alle Genannten aber waren — ein bemerkenswerthes Zeichen — sie waren — Laien!

deßhalb und sagte ihm namentlich, er sei schon deßwegen zu beklagen, weil er, mit solchem perennirenden Kopfschmerze behaftet, fortwährend habe Unterricht ertheilen müssen. „D nein, war die Antwort; das hat mich am wenigsten genirt: denn ich gebe seitdem nur — **Religions**-Unterricht!!!“ — Thun sie das am grünen Holze der Religion, wie werden sie doch mit dem durren der Wissenschaft umspringen?! Ist denn damals „die Religion nicht in Gefahr gewesen?“ D die zarten Gewissen; wie gewissenlos können sie doch sein!

In welchem Zustande die Zöglinge sich unter diesem wahrhaft empörenden Schlendriane befinden mußten; wie sie von dem Mehlthaue, welcher aus der über ihnen schwebenden Atmosphäre der Ignoranz und Faulheit der Lehrer herabsickern mußte, niedergedrückt und verkümmert wurden, — ach! wer fühlt das nicht, ohne es zu vernehmen? Als im Jahr 1833 wieder Licht in die Anstalt fiel, und die Leute aus der dumpfen Kellerluft unter den blauen, heitern Himmel der Wissenschaft geführt wurden, da that sich bald ein auffallender Unterschied unter den Schülern hervor. Nicht wenige, namentlich manche der ältern, waren allerdings schon geistig so verkrüppelt, daß ihrem in Stumpfsinn untergegangenen Geiste nicht mehr aufzuhelfen war \*); sie pflegten wohl den neuen Lehrer um Gotteswillen zu bitten, er möge ihnen doch nichts erklären, was sie dann auch verstehen und behalten mußten; sie wollten ja gerne Alles „auswendig“ studiren! Die meisten aber blühten, Dank ihrer guten Natur, schnell und freudig wieder auf, wie die Pflanze, welche plötzlich aus der Glocke der Luftpumpe, wo alle Blätter schlaff zu Boden hingen, erlöst wurde. Ich habe selbst manchen dieser emanzipirten Jünglinge seufzen hören in bitterer Beh-

---

\*) Zwei derselben sind jetzt sogenannte Professoren an der Anstalt!! So reichen sich Vergangenheit und Zukunft die Hände! Beide Herren traten 1834 als inkapable Schüler aus, und fungiren seit 1841 als inkapable, aber eben deßwegen brauchbare Professoren. Welche Ironie des Schicksals!

muth über den Frevel, den man an ihren schönsten Schuljahren verübt; manchen in überströmendem, liebenswürdigen Zorne die Handlanger vermünschen hören, die sie in den Karren des Mechanismus gespannt, statt ihre Flügel zu schönem Fluge zu entfalten. Diese waren es, welche, nachdem sie einmal den Segen der Wissenschaft, wenn auch zu spät, gekostet hatten, auf allen Universitäten, die sie besuchten, durch begeistertes wissenschaftliches Streben, so wie durch Charakterstärke und Sittenreinheit sich auszeichneten. Viele derselben wirken bereits als tüchtige Männer im praktischen Leben: freisinnig sind alle geworden!

Von der Zucht, welche damals in der Anstalt herrschte, wird man leicht sich eine Vorstellung machen können: wie vermöchten doch Handlanger und Ignoranten zu erziehen? Die Jugend hat sie bald durchschaut; sie werden verachtet; solche Verachtung wird bald traditionell und erfüllt die Schüler, schon ehe sie die Anstalt betreten, mit Widerwillen. Das sicherste Mittel aber, die Schüler zu demoralisiren, ist Geistlosigkeit und Mechanismus: denn irgendwo will doch der jugendliche Geist sich Luft machen, und so entladet er sich in grenzenlosem Muthwillen, der bald in Zuchtlosigkeit, endlich in Frivolität ausartet.

So auch hier; trotz der klösterlich-strengen Zucht ward so viel Unfug getrieben, wie kaum nirgends. Aus dem Schlaffaale, wo alle Pensionäre schon um 9 Uhr gebettet wurden, entwichen die Unternehmenden regelmäßig bald nach dem Niederlegen, um sich in nächtlichen Erholungen etwas zu ergehen. Und doch gehörte eine wahre halssbrechende Kühnheit dazu, um im Finstern über die verschlossenen Thüren und durch die Treppengeländer zu klettern. Allerlei Gegenmittel wurden erdacht und alle von der Jugend illudirt; da erfand Herr Popp, damals Aufseher, jetzt Pfarrer und General der Glaubensarmee, das sinnreichste und possirlichste von allen. Er legte sich mit seinem nicht ganz unansehnlichen, Gott geweihten Leibe Abends spät quer über die dunkeln Klostergänge, wie ein unsichtbarer Schlagbaum; die Flüchtigen mußten natürlich über ihn

stolpern, wo er sie dann am Zipfel faßte und ihnen den Kriminalprozeß machte. Dennoch aber entwischte mancher ungesehen: und mußte nicht diese köstliche pädagogische Manipulation dem Entfliehen neuen Reiz gewähren? Noch jetzt ist mancher St. Galler stolz darauf, sich, wie Diebitsch den Ehrennamen „Sabalkansky“, so den eines „Sapoppsky“ erworben zu haben. Also, auch das wollte nicht fruchten, es mußte radikal geholfen werden: man verpalisadirte alle Gänge und Treppen mit so dicht an einander gereihten Latten, daß das Durchgehen ohne Beil und Säge unmöglich wurde. Diese Latten, das sprechende Denkmal pfäffischer und jesuitischer Erziehung, stehen meines Wissens jetzt noch; schade, wenn sie entfernt wären! Solche Denkmale muß man ehren, als Reliquien einer frommen Vorzeit! —

So beschaffen war diese Anstalt, deren Regeneration im J. 1833 man schon damals als ein Werk des Alles umstürzenden Radikalismus verschrie! Von solchem Kaliber waren die Helden der Wissenschaften, denen das Heil der Jugend anvertraut war, und die, als man ihnen zu verstehen gab, man könne sie fürder nicht mehr brauchen, ein gewaltiges Lärmen über himmelschreiendes Unrecht erhoben! Sie, diese impotenten Pädagogen, sind es, in deren Händen jetzt vorzugsweise das Schicksal der kath. Kantonschule liegt, theils unmittelbar, da einige derselbe Erziehungsräthe (!! ) geworden, theils mittelbar, da aus ihnen die fanatistischsten Gegner der Anstalt hervorgegangen sind!

Was solche Gegner wollen, was allein sie wollen können, das ist klar genug: die 1833 regenerirte Schule soll wieder werden, **was sie vorher war!**

Schon darum hielten wir für sehr zweckdienlich, den frühern Zustand derselben möglichst anschaulich darzulegen. Die Vergangenheit ist ein Bild der Zukunft, welcher man zusteuert! zusteuert im neunzehnten Jahrhunderte des Heils! Welch ein Phänomen! Welche Warnungstafel ist die Schilderung jener Schule!!

Eine Warnungstafel aber, nicht sowohl für St. Gallen, wo überdies die Warnung fast zu spät käme, es müßten denn dort bald Wunder und Zeichen gesche-



hen, — sondern vielmehr für die ganze Schweiz. Sehet in jenem Bilde, was sie wollen, die feinen, gebildeten, glatten Jesuiten! sie, die so artig den Holzblock des Geistesdespotismus mit dem Goldschäume der freien, modernen Kultur und Intelligenz zu überkleistern verstehen! Was sie wollen? — sie werden es Euch nie sagen; Ihr erfahret es nie, wenn es Euch die Geschichte nicht sagt, was sie wollen!

Sie wollen es aber überall, die katholischen Jesuiten, wie die reformirten!

Ueberall der Kampf des Despotismus gegen die Freiheit; des Brutalismus gegen den Humanismus; der Stupidität gegen die Vernunft; der Sätzung gegen den Geist; — eine Revolution des Düngers gegen das aufkeimende Samenkorn!

In einem folgenden Artikel wollen wir nun zeigen, wie die kath. Kantonschule in St. Gallen aus jahrelanger Vermoderung sich zu rascher Blüthe, aber ach! auch zu kurzer Blüthe wieder erhob, — und wie man zur alten Vermoderung sie zurückzuführen wieder bemüht ist.  
(Der deutsche Bote aus der Schweiz.)

### Ueber Elementarisirung der Schulfächer. Ein polemisches Gelegenheitswort.

Vor vierzig Jahren fand in den Elementarschulen bezüglich des muttersprachlichen Unterrichts höchstens die Deklination des Substantivs Eingang, der Aufsatz aber blieb draußen. In der Geographie konnte der Lehrer allenfalls einige Hauptstädte, große Flüsse und Gebirge nennen; eine Vorstellung von der Erde für sich zu gewinnen oder den Schülern beizubringen, daran dachten die Lehrer selten; glaubte doch Mancher kaum, daß die Erde rund sei, und es ist kein Wunder, wenn ein alter Schulmeister den Jordan für ein kleines Meer hielt. Aehnlich sah es aus in der Geschichte, Naturkunde, sogar im Rechnen; die Dezimalbrüche z. B. waren Konkrebande. Mit allen diesen Dingen ging es den Lehrern und Schülern, wie dem Fuchse mit den Trauben: diese